

»Diese Geschichte hat mich mitgerissen - voller großer Träume,
Liebe und unerwarteter Wendungen.« **REESE WITHERSPOON**

DIE DREI LEBEN DER CATE KAY



KATE FAGAN

INSEL



KATE FAGAN

DIE DREI LEBEN DER CATE KAY

Roman

Aus dem amerikanischen
Englisch von Claudia Voit

Insel

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *The Three Lives of Cate Kay*
bei Atria Books, New York.

Erste Auflage 2025

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2025

© 2025 by Kate Fagan

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildungen: Leandro Crespi/Stocksy/Adobe;

Pierre Dal Corso/Gallery Stock; Shaumiaa Vector/iStock by Getty Images

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-64516-0

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@insel-verlag.de

www.insel-verlag.de

Für Kathryn

VORWORT

27. Februar 2014, Charleston, South Carolina

Vor etwa einem Jahr landete ein FedEx-Paket auf der Veranda meines Hauses in Charleston, South Carolina. Viel persönliche Post bekomme ich nicht – so ist das wohl, schätze ich, wenn man mehrmals seinen Namen ändert.

Eigentlich ist das eine Geschichte für sich – mein Name, meine ich. Ich hatte zu viele. Geboren wurde ich als Anne Marie Callahan, aber meine beste Freundin in der Kindheit nannte mich Annie. Ein paar Jahre später ließ ich ihn offiziell zu Cass Ford ändern. Dann habe ich unter dem Pseudonym Cate Kay veröffentlicht. Ich wünschte, es wäre einfacher. Glauben Sie mir, das tue ich. Sich ein neues Leben (oder mehrere) aufzubauen, erfordert ein horrendes Maß an Energie, an Vorstellungskraft. Und ich habe es vermisst, meinen richtigen Namen zu hören.

Dieses FedEx-Paket war in meiner Welt also eine Anomalie. Ich warf einen Blick auf den Absender: Mason, Cowell & Collins, die Anwaltskanzlei von Sidney Collins. Sidney war nicht nur die Architektin meines literarischen Imperiums – Managerin für alles rund um Cate Kay –, sondern auch meine Exfreundin.

Vorsichtig öffnete ich den Karton. Darin befand sich ein Stapel blauer Aktenordner und darauf lag eine handschriftliche Nachricht von Sidney. Sie erklärte, sie würde mit der Übersendung all dieser Unterlagen die Kontrolle über meine Cate-Kay-Geschäfte aufgeben und in der Vergangen-

heit begangene Fehler wiedergutmachen (jedenfalls einen davon.) Was sie nicht wissen konnte, war, dass dieses Paket und ihr Brief eine Kette von Ereignissen in Gang setzen würden, die den Verlauf meines Lebens für immer verändern sollten.

Sie unterschrieb mit: *Ich werde dich stets in – liebevoller – Erinnerung behalten. xo, Sidney*

Über ihren versöhnlichen Ton war ich froh. Sidney hätte ich nicht gern als Feindin. Eigentlich auch nicht als Freundin. Am liebsten wäre mir überhaupt keine Art von Beziehung zu ihr. Seit sieben Jahren hatten wir nicht mehr miteinander gesprochen – nicht seit jenem Abend vor langer, langer Zeit, als ich panisch über Nacht von Los Angeles zu unserer gemeinsamen Wohnung in Harlem geflogen war.

Aber damit wollen wir jetzt gar nicht erst anfangen, bleiben wir bei den Ordnern.

Bevor ich den letzten zuklappte, entdeckte ich eine zweite handschriftliche Notiz auf steifem Briefpapier. Der Briefkopf war der meiner Literaturagentin Melody Huber. Die Nachricht war an mich adressiert und auf vier Jahre zuvor datiert. Mit großer Neugier las ich Melodys Worte. Sie bat mich sanft, mich nicht mehr zu verstecken. Ihre Idee: ein Memoir. Offenbar schlug sie das nicht zum ersten Mal vor, aber die Nachricht hatte mich nie erreicht. Der Erfolg sei meiner, schrieb sie, auch wenn der Name das nicht war.

Ich betrachtete ihren Text. Ein Memoir? Die Vorstellung gefiel mir – mich selbst zu befreien. Aber mir war klar, dass das nicht ging. Ein Buch würde bedeuten, mich meiner Vergangenheit stellen zu müssen, und das wollte ich auf gar keinen Fall. Vielleicht würde ich das eines Tages anders sehen, aber nicht in naher Zukunft.

Dann, eine Woche später, änderte sich alles. Und Melodys Worte waren mir im Gedächtnis geblieben:

Du könntest allen die ganze Geschichte erzählen, jedes noch so kleine Detail.

Gedanklich blieb ich immer wieder an diesem letzten Halbsatz hängen: *jedes noch so kleine Detail*. Ich erinnerte mich an so viele. Mein Verstand wurde von ihnen überflutet, ein Kaleidoskop – aus Sonnenstrahlen, aus braunem Haar, das zurückgeworfen wurde, aus uns, wie wir uns in die Hände hauchten, um sie aufzuwärmen. Vielleicht hatte Melody recht? Vielleicht war es an der Zeit. Ich rief in ihrem Büro an, und zum ersten Mal hörte ich die Stimme der Frau, die meinen Text vor all den Jahren aus dem Stapel unverlangt eingeschickter Manuskripte herausgepickt hatte.

Bei diesem ersten Telefonat erklärte ich Melody, dass diese Geschichte nicht nur von mir erzählt werden konnte. Ich hatte viel zu lange darin gelebt. Besser, die Fenster weit aufzureißen und sie aus jeder Perspektive zu erzählen – mit allen Höhen und Tiefen. Auf diesen Seiten erfahren Sie, was aus meiner Sicht passiert ist, aber auch aus der Sicht derer, deren Geschichten sich mit meiner kreuzten.

Und so sind wir hier angelangt, bei diesem Buch, das Sie nun in den Händen halten. Mein Memoir, aber mehr als das – es ist ein Mahnmal. Gemeißelt aus einem Haufen schlechter Entscheidungen und Egoismus und, es schmerzt mich, das zuzugeben, Grausamkeit. Und trotz allem will ich, dass Sie mich mögen. Es hat keinen Zweck, etwas anderes vorzutäuschen. Ich habe es satt, mich zu verstecken. Ob ich ein guter Mensch bin, da ist mein Geist schon lange zwiege-

spalten – und hier kommen Sie ins Spiel, als entscheidende Stimme.

Ich bitte Sie nur, beim Lesen unvoreingenommen zu bleiben.

Annie Callahan
alias Cass Ford
alias Cate Kay

Kapitel 1

ANNE MARIE CALLAHAN

1991, Bolton Landing

Meine früheste Erinnerung ist, wie ich in einem Sommer mein Lieblings-T-Shirt mal einen ganzen Monat lang getragen habe, ohne dass es meiner Mutter aufgefallen ist. Ich kam in die vierte Klasse, und meine Mutter dachte wohl, da ich nun im öffentlichen Schulsystem war, könne sie mich falls nötig allein lassen. Dafür gab es sogar einen gesellschaftlich akzeptierten Begriff – Schlüsselkind.

Meine Mutter ging im Chateau putzen, diesem schicken Resort am Ufer des Lake George. Das war in Upstate New York, sehr weit Upstate, mit einer komplexen Mischung aus der einheimischen Arbeiterschicht und der städtischen Elite, die hier Urlaub machte. Meine Mutter und ich gehörten, wie Sie sicher schon vermutet haben, zur ersten Kategorie. Wir lebten in einem Wohnblock, einem ehemaligen Motel, und unsere Küche bestand aus einem Minibackofen und einer Mikrowelle.

Bei meiner Mutter gab es viele Ehemalige. Ehemalige Jobs, ehemalige Freunde, ehemalige Lebenspartner, einen ehemaligen Ehemann, der auch mein Vater war, sich aber nie wie einer verhalten hat. Angeblich hatte er sie zu einer ehrbaren Frau machen wollen (Augenrollen), aber ein paar Monate nach meiner Geburt beschlossen, dass ihm Ehre dann doch nicht *so wichtig* war.

Das T-Shirt, mein *Tom und Jerry*-Shirt, war weiß mit einem Comicprint auf der Brust. Ich habe es geliebt. Es passte

wie angegossen, sodass ich vergaß, dass ich es anhatte, und genau das wollte ich von Kleidung – dass sie verschwand. An anderen T-Shirts zupfte und zog ich ständig herum, aber nicht an diesem. Außerdem trug ich es an dem Tag, an dem diese Geschichte begann – dem Tag, an dem mich die Krankheit befahl, die ganze Welt verschlingen zu wollen.

Es war ein Sommertag, heiß, schwül. Mir war langweilig, und Bewegung bekämpfte die Trägheit dieser endlosen Nachmittage, also klappte ich meinen Fahrradständer hoch und radelte in die Stadt, die, wie ich wusste, von Urlaubern überlaufen sein würde. Schon als Kind hatte ich ein Auge für Stadtwohlfahrt. Es war die Art, wie sie ihre Autoschlüssel hielten, als wären sie eine sexy Requisite, und wie sie sachte den Rahmen ihrer Sonnenbrillen berührten. Meistens saß ich auf der Bank vor der Eisdiele und beobachtete sie.

An diesem Nachmittag war der Himmel überwiegend strahlend blau mit vereinzelt hier und da einer fluffigen, weißen Wolke. So, wie ich mir eine Tapete mit dem Himmel als Motiv vorstellen würde. Ich saß auf meiner Bank und blickte hinauf in ein türkisfarbenes Meer. Ich malte mir aus, wie ich durch das Blau hindurchdrang, dann durch die Ozonschicht ins Weltall, dann stellte ich mir vor, wie ich durch das Weltall hindurch- und eindrang in – was? Der Gedanke löste einen Moment reiner Derealisation aus – so würde ich das wohl aus heutiger Sicht nennen – und mein Körper füllte sich mit diesem seltsamen Gefühl von *Das Universum ist absolut alles; es gibt nichts außerhalb des Universums*. Das war kein atheis-tisches Empfinden; es ging mir nicht um das Paradies; am ehesten trifft es der Begriff unheimlich, wenn unheimlich auf Steroiden wäre.

Ich blieb regungslos auf der Bank sitzen, bis das Gefühl

verflog, was nicht lange dauerte. Ein Gefühl wie dieses lässt sich nicht festhalten, aber vergessen lässt es sich auch nicht. Als ich am Nachmittag nach Hause fuhr, war mir, als hätte ich ein schwarzes Loch verschluckt, und es wollte irgendwie gestopft werden.

—

An diesem Abend kam meine Mutter spät nach Hause. Ich lag hellwach in meinem quietschenden Bett unter dem Fenster. Ich hatte gespannt auf sie gelauscht und dabei den Regentropfen auf der Scheibe zugesehen; immer wieder verliefen die flüssigen Perlen ineinander, bevor ich bereit war, sie zu verlieren.

Ich hörte Schuhe auf Kies, immer das erste Geräusch, wenn meine Mutter heimkam. Dann, ein paar Sekunden später, ihr Schlüssel in der Tür, langsame Drehung, weil sie dachte, ich würde schon schlafen – das heißt, falls sie überhaupt an mich dachte, was sie wahrscheinlich nicht tat. Während sie ihre Tasche aufhängte, sagte ich: *Hi, Mom*. Ich wollte, dass sie wusste, dass ich noch wach war. Vielleicht würde sie dann in Erwägung ziehen, ein schlechtes Gewissen zu bekommen, weil ich so lange allein im Dunkeln war und dringend eine Umarmung brauchte.

»Oh, hi, Mäuschen«, sagte sie in einem süßen Ton, und daran erkannte ich, dass sie auf dem Heimweg an der Bar für viele Gläser Weißwein angehalten hatte. Ihre Schlüssel landeten in der Küche auf der Arbeitsplatte, dann kam sie zu mir ans Bett, kniete sich hin und schlang die Arme um mich. Ich schmolz dahin, vergaß einen Augenblick lang das Gefühl des Losgelöstseins an diesem Tag und schwamm glücklich in

ihrer Wärme. Sie war schön. Hellbraune Haare und ein langer Hals, hohe Wangenknochen, ihr verschmitztes Lächeln. Die Leute sagten, wir sähen uns ähnlich, was ich aufregend und erschreckend fand; ich bekam mit, wie Männer sie ansahen – als wären sie hungrig.

Wenn sie mich umarmte, war alles andere vergessen und ich lebte kurz in einem Paralleluniversum: Sicherheit, Liebe, Zeit – so viel gemeinsame Zeit. Aber am meisten genoss ich das Gefühl, dass ich ihr wichtig war, dass ich, wenn sie sich entscheiden müsste, ihre erste Wahl wäre.

Plötzlich löste sie sich von mir, ließ aber die Hände auf meinen Schultern. Sie kniff die Augen zusammen und schnupperte. »Wie viele Tage in Folge trägst du dieses T-Shirt schon?« Sie begann, mir das Shirt ungeschickt und aggressiv über den Kopf zu ziehen. Der warme Augenblick, in dem ich gelebt hatte, implodierte.

Die meisten meiner Kindheitserinnerungen sind neblig – die Konsistenz von Träumen. Außer diese. Diese betäubt mich mit ihrer Lebendigkeit: die Farben meines *Tom und Jerry*-Shirts; der Tapetenhimmel, bevor das Universum mein Hirn neu verkabelte; die Präsenz und der abrupte Entzug der Liebe meiner Mutter. In den vielen Jahren seither habe ich diese Erinnerung als eine Art Blaupause betrachtet, die hilfreich sein könnte, um das Leben zu erklären, das ich mir danach aufgebaut habe.

»Herrgott noch mal, Anne Marie«, knurrte meine Mutter. Noch immer kann ich das leichte Lallen hören, während sie mir mein Lieblings-T-Shirt auszog. Von dem Stoff wurden meine braunen Haare ganz krisselig vor statischer Aufladung. Ich habe das T-Shirt nie wieder getragen.

Anne Marie. Sie sprach den Namen immer wie eine Rüge

aus, und es gelang mir nie, ihn als etwas anderes zu hören. Nicht ein einziges Mal klang er wie eine warme Brise oder eine offene Tür – immer war er abgehackt und schneidend, als sollte er mich vor einem weiteren Fehltritt warnen. Ich weiß nicht, wie der Name für andere klingt, die so heißen; hoffentlich tragen sie ihn mit Würde. Für mich war er eine Buße, und in meiner Kindheit dachte ich immer darüber nach, wie ich ihn loswerden könnte.

Die erste Gelegenheit ergab sich noch im gleichen Sommer, als ich einen Flyer für ein kostenloses Theatercamp der Highschool entdeckte. Ich redete mir ein, das Universum habe mir ein Zeichen geschickt. Und ich hatte recht. Dort lernte ich meine beste Freundin Amanda kennen, die mir beibrachte, permanent nach Zeichen Ausschau zu halten, sowohl nach greifbaren als auch nach metaphorischen.

Bis die Highschool begann, hatte ich glückliche Monate als Scarlett (*Vom Winde verweht*), als Rosalind (*Wie es euch gefällt*) und als Blanche (*Endstation Sehnsucht*) verbracht, aber den ersten behutsamen Schritt in ein anderes Leben tat ich, als Amanda anfang, mich Annie zu nennen.

Kapitel 2

ANNIE

1991, Bolton Landing

Was Sie über Amanda und mich wissen müssen, ist, dass es eine Freundschaft wie unsere noch nie zuvor gegeben hatte. Im Grunde haben wir das Medium neu definiert, es regelrecht zu einer Kunstform erhoben. Ernsthaft, so haben wir uns gefühlt. In dieser Hinsicht waren wir wie alle jungen Leute: fest davon überzeugt, wir würden die menschliche Erfahrung revolutionieren. Die ganzen älteren Modelle, alles Fehlschläge; lasst euch von uns zeigen, wie man richtig lebt!

Folgende Kulisse: 1991. Sommer in Upstate New York. Kleinstadt-Theatercamp, am Morgen der Eröffnung. Ich stand in der Schlange, um mich anzumelden. Das Mädchen vor mir trug Jelly-Sandalen. Ich machte ihr ein Kompliment. Sie nahm Blickkontakt auf und sagte: »Danke, dass dir das aufgefallen ist«, was mich mit Ehrfurcht erfüllte – die Contenance dahinter. Wir waren neun Jahre alt.

Amanda Kent, meine Damen und Herren.

Wie sich herausstellte, war Amandas Elternhaus nur minimal besser als meines. Ihre Mutter war bei der Geburt ihrer kleinen Schwester Kerri gestorben, und ihr Vater verbrachte seinen gesamten Wachzustand unter Motorhauben in der Autowerkstatt, die er im Nachbarort betrieb. Amanda und ihr Dad verstanden sich gut, aber er war mehr wie ein Onkel als ein Vater, und daher stand sie besonders Kerri nahe, die vier Jahre jünger war. Die beiden unterschieden sich in so gut wie jeder Hinsicht: Kerri hatte helle Haare und spielte gern mit

Puppen; Amanda war im Grunde das Mädchen, über das Van Morrison in »Brown Eyed Girl« singt.

Noch etwas, das man über Amanda wissen sollte: Sie hatte eine Schwäche für Kleidung. Als wir klein waren, wollte sie immer, dass ich zu ihr nach Hause komme, um Verkleiden zu spielen. Ihr Vater bewahrte die ganzen alten Sachen ihrer Mutter in einer Kiste im Schrank im Flur auf – Kleidung und Make-up und andere Sachen, die erwachsenen Frauen wichtig waren, wie Feinstrumpfhosen, die mir wie eine mittelalterliche Foltermethode vorkamen. Verkleiden war nicht so mein Ding. Aber ich brachte immer ein Buch mit und setzte mich im Schneidersitz auf den Teppich am Fußende von Amandas Bett. Mein Desinteresse störte sie nicht; eigentlich wünschte sie sich bloß ein Publikum.

Sie verschwand im Bad draußen auf dem Flur, und währenddessen las ich ein paar Seiten. Dann präsentierte sie sich in der Tür, drehte sich einmal schnell um die eigene Achse und stolzierte wie auf einem Laufsteg ins Zimmer und wieder hinaus. Nichts Subtiles an ihrem Auftritt. An ihr wirkte Kleidung einfach logisch, was, wie sie mir eines Nachmittags erklärte, ja auch genau der Sinn von Mode sei.

Das war, glaube ich, in der siebten Klasse. Ich hatte gerade auf eins ihrer Outfits reagiert. In einem Secondhandladen hatte sie eine falsche Perlenkette, die sehr nach First Lady aussah, mitgenommen und mit einer billigen schwarzen Lederjacke kombiniert. Der Kontrast machte echt was her.

»An dir wirkt das einfach stimmig«, war mein Kommentar.

»Gut.« Sie ließ sich aufs Bett fallen. »Ich hab neulich die aktuelle *Cosmo* gelesen, und da war dieser Artikel, in dem es darum ging, deinen Stil zu finden, und der Rat war im

Grunde: »Pass dein Äußeres daran an, wie du dich innerlich fühlst, und das fand ich total einleuchtend.«

Sein Äußeres an sein Inneres anzupassen, schien mir kein leichtes Unterfangen zu sein, also sagte ich: »Verlangt man da, na ja, Klamotten nicht ganz schön viel ab?«

Amanda lag immer noch flach auf dem Bett; sie gab ein leises *Hm?* von sich. Ich schloss die Augen und versuchte, mein Inneres zu analysieren, nahm aber nur mein Gehirn wahr, den Strudel aus Gedanken. Welche Art von Kleidung passte dazu?

Ich startete noch einen Anlauf: »Ich meine, weiß überhaupt jemand, wie er sich im Inneren fühlt?«

Eine Sekunde später prallte ein Kissen gegen meinen Kopf.

»Komm, wir gehen secondhandshoppen«, sagte sie. »Wir versuchen, *dein* Inneres an dein Äußeres anzupassen.«

Sie war bereits vom Bett aufgestanden und hielt mir die Hand hin, und ihre ausgestreckte Hand schlug ich nie aus.

—

Nachdem wir ein paar Minuten durch den Secondhandladen geschlendert waren, fiel Amanda etwas ins Auge, und sie eilte geradewegs zur Kasse. An der Wand dahinter waren Taschen befestigt. Hauptsächlich Handtaschen. Und Handtaschen, falls Sie sich das nicht ohnehin schon gedacht haben, interessierten mich nicht. Doch dann zeigte Amanda auf diese eine Tragetasche aus Segeltuch mit dem Aufdruck THE STRAND NYC: 18 MILES OF BOOKS auf der Vorderseite.

»Können wir die mal sehen?«, fragte sie.

»Wir kriegen jeden Sommer zig davon rein«, sagte die Frau und reichte sie ihr. »Die Leute aus der Stadt bringen se her –

benutzen se, um Zeuch hier raufzuschleppen, und dann sehn wer se hier drin, bevor se heimfahren.«

»Oh ja, die passt voll zu dir«, sagte Amanda und hielt sie mir an die Schulter.

»Wieso passt die zu mir?«

»Du bist total schlagfertig und *roar*« – hier knurrte sie wie eine Raubkatze – »wie eine New Yorkerin ... außerdem stehst du auf Bücher!« Sie zuckte die Achseln und ergänzte: »Ist doch logisch.«

Aber als sie mir die Tasche geben wollte, wich ich zurück. »Nee, die ist nicht ganz das Richtige«, sagte ich, obwohl sie das war. Amanda hatte vollkommen recht. Aber ich hatte gerade kein Geld – nicht einmal den Dollar, den die Tasche kostete.

Amanda sah mich einen Moment lang an und sagte: »Na gut, okay, dann kauf ich sie eben.« Sie verstand jede einzelne Facette dessen, was gerade passiert war, warum ich Nein gesagt hatte. In diesem Bruchteil einer Sekunde wusste sie, wenn sie fragen würde: »Geht's ums Geld?«, dass meine nächsten beiden Gedanken lauten würden: »Ich wünschte, meine Mom würde mein Taschengeld nicht vergessen«, dicht gefolgt von »Warum ist ihre Liebe zu mir nicht größer?«. Und das war kein gesunder Gedankengang.

Amanda hatte vier 25-Cent-Stücke einstecken. Sie fischte die Münzen heraus und ließ sie in die hohle Hand der Kassiererin fallen.

Auf dem Weg nach draußen ging ich mit gesenktem Kopf und den Händen in den Hosentaschen voraus. Amanda holte mich ein und legte mir den Arm um die Schultern. Sie hielt mir die Tasche hin, so nach dem Motto: *Ist ja wohl klar, dass ich die für dich gekauft hab*, aber ich sagte, schon okay, sie